

Rezensionen und Nachrichten.

† **Lucius Ernst**, o. Professor der Theologie zu Strassburg († 28. November 1902), *Die Anfänge des Heiligenkultes in der christlichen Kirche*, hgg. von **Gustav Anrich**, a. o. Professor der Theologie zu Strassburg. Tübingen, Verlag von Z. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1904. XI u. 526. 8°. Mark 12.—.

Das Kreuzzeichen vor dem Namen Lucius gibt dem Buche eine ernste Weihe. Des Verfassers Augen haben sich geschlossen für das parteiische, blendende Getriebe dieser Welt und geöffnet für die ewige Erkenntnis aller Wahrheit. Noch ehe er sein Erdenwerk vollenden konnte, hat ihm der Tod die erste Rezension geschrieben.

Die besten Jahre seines Lebens hat der Dahingeschiedene der Erforschung des Heiligenkultes gewidmet. Dabei hat er sich ein umfangreiches Wissen in der Hagiographie erworben, für dessen Mitteilung wir seinem gelehrten Schüler, Prof. Anrich, aufrichtig danken müssen.

Es fehlt die von Lucius geplante Besprechung der bisherigen Bearbeitungen und Auffassungen des behandelten Problems. Das beklage ich sehr. Denn ich kenne die Scholle nicht, auf der die neue Frucht gewachsen ist. Es fehlt auch das Schlusskapitel über die religionswissenschaftliche Bedeutung des gewonnenen Bildes und über den Parallelismus der christlichen Heiligenverehrung und der brahmanischen, buddhistischen und islamitischen Kulte. Das bedauere ich nicht. Denn da mir das „gewonnene Bild“ verzeichnet erscheint, kann mir nichts mehr an der religionsgeschichtlichen Bedeutung desselben liegen.

Die Heiligenverehrung ist ein Artikel des Credo. Das Credo des Lucius, enthalten im 1. Kapitel über „das antike und christliche Weltbild“, war kein christliches. Alles ist „Entwicklung“, „Anlehnung“, „Ausfluss“. Nichts Neues hat Jesus auf die Welt gebracht. Er hat nur einen Prozess begonnen, der ganz nach heidnischer Art verlief. Das Heidentum war eine Zeit der „Götterzeugung“ aus dem „unerschöpflichen Bronnen der von göttlichen Kräften durchdrungenen Welt“. Der werdende und schon vor Christus im Schosse des Heidentums gewordene Glaube an *Eine* Gottheit ist ein Werk „geistiger Nötigung“: Das wissenschaftliche Denken verlangte ein vernünftiges Weltbild. Offenbarung — Lucius hat dieses Wort aus

seinem Denken ausgeschaltet. Jesus „erlebt“ „seinen Gott“. Das ist ein Schlagwort. Die Wissenschaft will deutlichere Rede. Es heisst wohl soviel als was kurz vorhersteht: Christus bildete sich (nach seinem Gefühle, nach den Erfahrungen des inneren und äusseren Lebens) „eine religiöse Weltanschauung mit ihrem lebendigen Gott, der Himmel und Erde mit seinem Wesen ausfüllt, der in der Natur wirksam ist wie im Menschenleben, dessen Fürsorge auf das Grösste und Geringste sich erstreckt, ohne dessen Zutun nichts geschieht in der Welt“.

Eine Phantasie Jesu ist das ganze Christentum, gewoben von den feineren Fäden heidnischer Vorstellungen.

Der lebendige Gott dieser Phantasie, oder sagen wir, dieses „Erlebnisses“ wurde von der altchristlichen Gedankenentwicklung in eine leere, kalte, armselige, leblose Höhe gehoben und in deistischer Art aus der Welt verbannt, „eingeschnürt in ein Hofzeremoniell“. „Die Unveränderlichkeit wurde ihm zur Pflicht gemacht“. „Verloren war er, oder doch schwer findbar für die grosse Masse“.

Das wagt Lucius von einer Zeit zu sagen, in welcher sich die Christen mit lebendigem Glauben, mit kindlichem Vertrauen, mit unbesiegbarer, opferfreudiger Liebe an Gott anschmiegtten, wie es die Katakombenbilder in rührender Weise darstellen!

Die ungeheure Kluft zwischen dem göttlichen Wesen und der Natur wird allmählich ausgefüllt von den Engeln, welche „einfach in die Stelle der heidnischen Engel, der Dämonen, eintraten“.

Lucius weiss nichts von der Engellehre der hl. Schrift. Mit keinem Worte deutet er auf die ganz natürliche Einwirkung des alttestamentlichen Engelglaubens hin. Die eigenartige Geschichte des Volkes Israel schaltet er ganz aus seinem „Weltbilde“ aus. Er krankt an der Gier, nur Heidentum zu sehen.

Die Entwicklung schritt weiter: Es war „zu wenig Menschliches“ an den Engeln. Sie waren „farblose himmlische Gebilde“. Darum stieg wieder ein Erdennebel auf und wurde, sich verklärend, zur lichten Himmelswolke: die Schar der Martyrer, Aszeten und Bekenner.

Aber auch das ist nichts Neues, nichts „gemein Christliches“, sondern nur das alte Heidentum mit seiner Toten- und Heroenverehrung. Lucius vergleicht, und siehe da, Zug für Zug stimmt.

Es ist ja recht, vielleicht auch eine Forderung der Wissenschaft, Vergleiche anzustellen, Aehnlichkeiten zu suchen. Aber dagegen muss die Wissenschaft selbst Protest erheben, alles Gleichscheinende und Formenähnliche in einen und denselben Topf zu schütten. Denn auf diese Weise kommt ein Gebräu zu stande, welches Niemand ohne Schaden oder ohne Ekel geniessen kann.

Lucius hat auf dem Titelblatte versprochen, die Anfänge des Heiligtums in der christlichen *Kirche* darzustellen. Und was tut er? Er kramt alle Albernheiten des ungebildeten *Volkes* zusammen, und bespricht sie

weitläufig oben im Text. Was die *Kirche* selbst gelehrt, sagt er nie im ordnungsmässigen Zusammenhang, sondern wo es ihm gerade gefällt, und da meistens in der Anmerkung (z. B. S. 83).

Oben im Text finden auch alle äusseren, formellen, zufälligen Aehnlichkeiten ihre Darstellung, unten in der Anmerkung hier und da die wesentlichen Verschiedenheiten. — Man vergleiche S. 73:

Text: „Eusebius findet es angemessen, dass die Märtyrer in einer Weise verehrt würden, die sich nur wenig vom Heroenkult unterscheidet“.¹⁹

Anm. 10: „Im Grunde unterscheidet sie sich nur darin, dass die Christen ihre Märtyrer nur ehren, nicht aber göttlich verehren, dass sie an deren Gräbern ihre Gebete verrichten, diese Gebete aber nicht an sie selbst richten“.

Ein Unterschied, der so gross ist, wie der Abstand des Menschen von Gott, dünkt dem Verfasser so geringfügig, dass er nur in der Anmerkung Platz für ihn hat! (Aehnlich S. 122.)

Was soll ich sonst noch von dem Buche sagen, da es ganz in dieser Art geschrieben ist? Ich kann nur Einspruch erheben gegen eine solche unmethodische, durch und durch verfehlte Verwertung des Vergleichs, der Analogie, gegen dieses Grundübel vieler moderner Geschichtswerke. Aehnlichkeiten, ja selbst Gleichheiten bedingen doch keineswegs immer eine Abhängigkeit. Beim Lesen des vorliegenden Buches erwartet man ständig auf der nächsten Seite etwa folgenden Satz zu finden: „Die Christen im 3., 4. oder 5. Jahrhundert haben Augen gehabt wie die Heiden, Nasen, Ohren, Lippen, genau wie die Heiden, also ist das Christentum nichts Ursprüngliches, sondern nur fortentwickeltes Heidentum“.

Daneben findet sich so viel Konstruktion und Oberflächlichkeit. Syllogistisches Denken könnte man billigerweise von einem Manne verlangen, der eine ganze Welt zum Nebelbild machen will. Eine Probe davon gibt uns der Satz: „Das religiöse Empfinden (der nachkonstantinischen Christen) steht noch so vollständig unter dem Einfluss der polytheistischen Denkart, dass sie in der Inanspruchnahme einer anderen Macht als derjenigen Gottes keineswegs eine Verletzung ihres Christusglaubens oder eine Beeinträchtigung der Ehre Gottes erblicken“. (S. 181.)

Also wäre es Einfluss polytheistischer Denkart, wenn jemand die Hilfe „einer anderen Macht als derjenigen Gottes“ in Anspruch nimmt!

Dagegen gibt Lucius viel auf eine „nüchterne Betrachtung“, für welche die Märtyrer „so, wie sie im Himmel wirken und handelnd in die Dinge der Welt eingreifen, Gebilde der menschlichen Phantasie sind“.

Und was ist es mit den grossen Geistern des alten Christentums, den Männern der Wissenschaft, die voll gläubiger Ueberzeugung mit ihren Lippen die Grabsteine der Märtyrer berührt? Von Augustinus sagt es Lucius: „Der Glaube Augustins an die wunderwirkende Macht der Reliquie unterscheidet sich in keinem Stück von demjenigen der borniertesten Heiligenanbeter seiner Zeit“.

Das Buch eines Mannes, dem der grosse Augustinus borniert erscheint, lege ich aus der Hand. Solcher Geistesstolz verdriesst.

Ich notiere nur noch, dass dem Buche fünf Exkurse beigegeben sind, vielleicht das wertvollste am ganzen Werke. Das Resultat des ersten ist die Priorität der Protonikelegende vor der Helenalegende. Im zweiten kommt der Verfasser zu dem Schluss, dass keine direkte Abhängigkeit zwischen den heidnischen Aszetenlegenden und den Mönchsgeschichten des vierten Jahrhunderts besteht. Der dritte gibt die verschiedenen Fassungen der Mariä-Heimgang-Legende. Der vierte sucht die „Precationes ad Deiparam in den Werken des Ebraem Syrus“ als eine Compilation des Mönches Thekaras nachzuweisen. Im fünften gesteht der Verfasser, dass sich in der Marienverehrung kein direkter Einfluss des Heidentums geltend mache.

J. Wittig, Rom.

Dalehaye, *Les légendes hagiographiques*, Bruxelles 1905.

Wie weit wir von der alten konservativen Behandlung der Heiligenlegende zu einer nur auf unzweifelhaft echten Dokumenten aufgebauten Geschichte der Heiligen fortgeschritten sind, lehrt ein Vergleich der ersten Bollandisten mit den Vätern der Gesellschaft Jesu, welche heute an den *Acta Sanctorum* arbeiten. Und nichts charakterisiert besser die neue Richtung, der man auch fortan folgen wird, als das oben angezeigte Buch des Bollandisten Hippolyte Delehaye, des scharfsinnigsten unter den gelehrten Männern, welche berufen sind, das grosse Werk des Bollandus fortzusetzen und zum Abschluss zu bringen. Man mag es von einer Seite bedauern, wenn wir durch seine Untersuchungen, z. B. über die Martyrer des Colosseums, fromme Vorstellungen, die wir gleichsam mit der Muttermilch eingesogen haben, unbarmherzig durch das Messer historischer Kritik zerschnitten sehen, wenn so manche Legenden, an denen sich unsere Vorfahren seit Jahrhunderten erbaut, aus denen die Kunst und die Poesie so unermesslich reiche Stoffe für ihre schönsten Gebilde geschöpft haben, als pure Dichtung späterer Zeit dargetan werden. Allein lässt auf allen Gebieten die heutige Geschichtsforschung mit Recht nur mehr die monumental und dokumentarisch nachweisbaren Personen, Taten und Ereignisse gelten, dann darf auch für die Darstellung der Heiligenleben nur das gleiche Gesetz und die gleiche Regel befolgt werden; auch hier muss als erstes und höchstes Prinzip die historische Wahrheit gelten. Andererseits werden wir uns doch auch vor einem allzuradikalen Umhauen und Umwerfen hüten müssen. Nicht immer ist die Legende bloss Dichtung. Oft genug hat der Epheu des Volksglaubens einen kostbaren Marmorstein von historischem Werte überwuchert, den dann die Hand des Forschers mit Freuden wieder blosslegt. Die Gefahr liegt ja nahe, der alten kritiklosen Glaubensseligkeit gegenüber in das andere Extrem zu verfallen; allein wenn das auch hier